

Nicht von dem uralten Heidemütterchen, das sich um Juliane in eine tosig erglühende Jungfrau verwandelt, soll hier die Rede sein. Gemeint ist die Seniorin eines edlen Geschlechts, die glückliche Großmutter eines vollen Duzend helläugiger, flachshaariger Entkeltinder.

Die Baronin von D. ist noch immer eine ansehnliche Frau — trotz ihres silberweißen Haars. In dem feinsten Geiste der Greifin, das von ehemaliger Jugendschönheit erzählt, macht sich keine Runzel, kaum ein Fältchen bemerkbar. Mit dem Glanz strahlender Augen, fast kindlich blühenden tiefblauen Augen der seltsamen Frau, über deren Scheitel siebzig Sommer und siebzig Winter dahingezogen sind, unter deren Blicke Krieger geführt, Throne zertrümmert worden und auch ganze Geschlechter in's Nichts zurückgeführt sind.

Nie hat sie den Banntreis der Haide verlassen. Als Grafentochter in der Nähe Lüneburgs geboren, hat sie, kaum siebzehnjährig, dem benachbarten Majoratsbesitzer ihre Hand gereicht — ihr Schicksal besiegelt.

Durch die Scheiden des hohen Bogensfensters gleiten die Strahlen der Dezember Sonne. Auf den Blumenbänken grünen Myrten, blühen Maiglöckchen, die liebevolle Hände auf den Blättern des Ofens frühzeitig zur Blüthe trieben. Nun erfüllen sie das Gemach mit süßem, märchenhaftem Dufte zur Weihnachtszeit, wenn die Heide erblüht, die Fische des Barts unter der Schneelast hängen.

Holzer, geheimnißvoller Zauber umgibt auch die lesende Frau dort am Fenster. In den Sessel zurückgelehnt, hält die greise Baronin das Haupt über ein Buch geneigt, dessen Inhalt sie offenbar feilt. Und dennoch gleiten ihre Blicke hin und wieder zu dem Fenster hinaus. Dort, wo zwischen den lichten Zweigen die rothen Dächer des Stadthauses sichtbar sind, wo die stinkende Sonne leuchtend in den Scheiden des Siebels blinkt, ruhen sie aus. Dort hat die Baronin das Weltentlicht erblickt. Dort sind ihr, so lange die Mutter lebte, Jugendjahre beschieden gewesen in Freiheit und in Glück.

Es muß ein Zusammenhang zwischen dem Inhalte des Buches und den Erinnerungen bestehen, die das Herz der Greifin so leicht bewegen, daß der stillen Träumerin Thränen in die Augen drängen.

Das Titelblatt des Buches zeigt den Namen eines zeitgenössischen Schriftstellers. Wie allfährlich vor dem Feste hat sich die Gutsfrau auch in diesem Jahre eine Anzahl Bücher senden lassen, zwischen denen sie wählt, für die Kinder und Entel wählt.

Zwar soll Großmütterchen „Geschmacksrichtung“ nach dem Urtheil ihres ältesten Entels, des flotten Berliner Studenten, dem sie am vorjährigen Feste anstatt der erhofften Pölschen Kramane die Klopffischchen Oben bescheert hat, eine „leider“ etwas „einseltig“ sein. Aber die Alte tröstet sich damit, daß am Ende ein jedes Ding seine zwei Seiten hat, und daß ein junger Mann von heute sich ebenso gut in seiner Ansicht über Großmütterchen „Geschmacksrichtung“ irren kann, wie ehemals die Weisen Griechenlands über die Beschaffenheit der Erde.

Armes Großmütterlein! Die Zeiten sind andere und die Entkeltinder zum Theil schon erwachsene Menschen geworden. Sonst pflegte bei der Besprechung jenes Buch das beste zu sein, das Deine liebevolle Hand erwählt hat. Heute forschen kritische Blicke zwischen den Blättern. Du liebst das Alte, und sie wollen das Moderne.

Die Greifin im Lehnstuhl lächelt. Die Augen Kinder! Sie schelten auf mich: komm nach Berlin und lerne die Welt kennen! . . . Braucht man darum nach Berlin zu reisen? . . .

Großmütterchen wendet das Buch. „Auch Du bist ein Berliner Kind. Du, dessen Name mit goldenen Lettern auf diesem Buche verzeichnet steht. Sie sagen, Du seiest Meister unserer Gedanken, du wüßtest wie kein Anderer die Kämpfe der Seele zu schildern, du schildest wahr . . . Mein Freund, Dir blühen die Jahre noch kein Haar Deines Hauptes. Und doch fürchte ich der Weg zu mir wird Dir zu weit sein. Es lohnt sich nicht der Weg zu der alten Frau; denn Du liebst die moderne. Aber auch mein Name wird bald in goldener Schrift prangen, nicht auf dem stolzen Einbande eines modernen Buches — auf dem einfachen Grabsteine der Heide, unter dem schon so viele ruhen. Dann wird Gott freundlich in meine Seele blicken wie in ein aufgeschlagenes Buch, dessen Meister er ist, — dessen Meister nicht Du bist! . . .“

In der Erzählung, deren Inhalt die Greifin so lebhaft beschäftigt, sucht der Dichter die feinsten Kämpfe einer Frau zu ergründen, die, um ihren Vater vor dem geschäftlichen Untergange zu bewahren, in eine uralte Heirat gewilligt ist.

Die Baronin starrt von neuem in die Ferne. Sie bedenkt die Zeit, da auch sie mit der Liebe zu einem andern im Herzen dem Wunsche des Vaters gefolgt ist, indem sie ihren nunmehr verstorbenen Gatten gehehlich und damit ihrem Vater, dem tief verschuldeten Manne, Ehre und Leben erhalten hat. Und wie die junge Frau in dem Buche, so hat auch sie bald erfahren sollen, welch traurigem Geschied

sie in die Arme geeilt ist. Ihr Gatte hat sie getödtet, ihr erst nach der Heirat sein wahres, sein tobes, ungeliebtes Wesen gezeigt. Gleich ihrer Schicksalsschwester hat sie in stummer Schuld ertragen, alle Liebe — alle Hoffnung und allen Trost bei ihren Kindern gesucht.

So weit bedenkt sich die Schicksalsschwester der beiden Frauen. Da naht in der Erzählung die Versuchung. Und die Verzerrung ihres eigenen Bildes, das die Greifin in der Seele der anderen zu erkennen meint, nimmt ihren Anfang.

Die Gelbin des „Modernen“ wagt und ergiebt sich dem Vertrauten. Und schon winkt die Scheidungsanfrage. Aber die Umstände fügen es anders. Die beiden Männer treffen sich. Die Forderung fällt und mit ihr der Urheber alles Elends. — Nach Jahresfrist geht die junge Wittwe mit dem Mörder ihres Gatten die Ehe ein. Sie selbst giebt sich lachenden Herzens der Standsucht der Welt preis, sich — und ihre unschuldbigen Kinder. Schlupfweg: es genügt — sie selbst ist glücklich.

Glücklich? — Sie, die Frau — die Mutter, die ihre Pflicht vergißt! . . . Nein“, erklärt die Baronin. Und dann schweifen ihre Gedanken abermals rückwärts.

Auch ihr ist die Versuchung nicht erspart worden. In das Haus ihres Gatten ist der Jugendfreund getreten, jener, den sie heimlich geliebt hat. Und Worte sind von ihm zu ihr gesprochen worden, vor denen sie hat erröthen müssen. Aber sie hat nur ein Lächeln für ihn gehabt.

„Nein, — nein, bester Freund, ich beanspruche Ihre Hilfe nicht! Mich verlangt nach keiner Scheidung von meinem Gatten. Meine Kinder würden mir nie verzeihen. Den Weg, den Sie mir zeigen, kann ich nicht betreten. Er führt nicht zu dem Frieden, von dem mir träumt. Ich harre aus, denn nur so — gehören mir alle meine Kinder.“

Und die heidemüthige Frau ist ihrem Entschlusse treu geblieben. Nach fünfzehn Jahren hat Gott ein Einsehen mit ihr gezeigt, ihren Gatten in Frieden zu sich genommen — sie und ihre Kinder erlöst . . .

Ihr ältestes Kind hat der sanften Dulderin schon als halbwüchsiges Wütschchen durch festen Händedruck die Liebe gelohnt, wenn der Vater mit rother Hand wider sie empor gefahren ist.

Heute umfängt ihr Lieblich sie nicht mehr. In Frankreichs blutgetränkte Erde ruht ihr stolzer Veldentnabe. Aber der Sohn ihres Sohnes lebt. Der noch junge Majoratsbesitzer besucht in Berlin als Landwirth die Universität. Er wohnt bei der Schweser.

Nun gebent die Greifin ihrer Tochter. Sie sind sämmtlich verstorbt. Die beiden Ältesten haben ihren Gatten, angesehenen Gutsbesitzer, in ferne Provinzen folgen müssen. Beide haben Familie und halten ihre eigene Christbeseuerung. Aber die Künigste — über das Anklie der Greifin fährt es wie Sonnenschein — die Künigste wird zu dem Feste in alter Buntlichkeit bei ihr erscheinen. Der Wagen ist bereits vor Hofe gefahren. Er holt den Major und seine Familie von der Bahn.

Die klugen, freundlich blickenden Augen der Mutter und Großmutter leuchten.

„Und wenn ich meinen Entkeltindern aus der Mode schein, wenn sie auch über meine Lebensanschauungen klagen, — mag sie veraltet sein — mein Schwiegersohn, der Major, weiß, was er an seinem „Heidemütterchen“ hat. Aus stillen Gräbern in Frankreichs Erde wachsen — Palmen — Friedenspalmen zu Deutschland's Ruhm und nie gesehener Ehre. Die Tochter Lüneburgs gehört dem preussischen Diktator . . . Heidemütterchen ist unmodern geworden . . . Heidemütterchen hat nie an sich, Heidemütterchen hat nur an das Glück ihrer Kinder gedacht . . .“

„Gib, meine Tochter“, thränen-schimmernden Auges greift die Greifin noch dem Buche in ihrem Schooße, „du magst getrost in diesen Blättern leben. Für dich hat's keine Gefahr. Du und Dein Gatte, ihr liebt euch viel zu sehr. Aber für jene, die nach euch in ihm lesen werden, wird Heidemütterchen zitternde Hand ein Wort der Erklärung schreiben. Und was sie euch sagen wird, ist dem Buche des großen Meisters entnommen, der uralte und doch ewig jung ist, der göttlichen Finger in meine Seele schrieb: „Höre aus! Du Deine Pflicht, und der Lohn ist Dir auf Erden schon gewiß!“

„Und Gottes Lohn ist mir geworden.“ Die Blicke der Baronin bleiben auf dem Bilde ihres Gatten haften. Finsternis sieht der Todte auf die Greifin nieder. Aber sie schaut freundlich zu ihm auf.

„Ich verließ dich nicht. Das mag lausig sein, das mag in den Augen der heutigen Welt nicht pitant sein. Doch das macht nichts! Die Kinder sind's zufrieden, und die Entel verbrachten mich so, wie ich bin. Ob du, fremder Mann, Autor dieses Buches, mich besser verstehst — als ich dich? — Ich kann es nicht sagen. Ich bescheide mich. Ich bin zufrieden, wenn jene mich verziehen, die ich liebe, für die ich lebte, und die das Erb meiner Seele weitertragen werden von Kind auf Kindeskind . . .“

In den Siebelfenstern des Nachbar-gehöftes spielen die Sonnenstrahlen nicht mehr. Langsam geht der Tag zur Mitternacht. Dämmerndes Licht durchflutet das stille Zimmer. Mit ge-

falteten Händen ruht die Greifin aus . . . Da rollt die alte Kutsche über den Hof. Kinderärmdchen strecken sich zum Fenster hinauf. Mäuben werden geschwemmt. Tücher flattern in dem Winde.

„Großmama! Liebes Großmütterlein!“ Ueber Treppe und Flur stürmt's her an . . .

Vertilgt — glückselig steht die Baronin da, umringt von ihren Entkeltindern . . . „Gib, meine Tochter“, thränen-schimmernden Auges greift die Greifin noch dem Buche in ihrem Schooße, „du magst getrost in diesen Blättern leben. Für dich hat's keine Gefahr. Du und Dein Gatte, ihr liebt euch viel zu sehr. Aber für jene, die nach euch in ihm lesen werden, wird Heidemütterchen zitternde Hand ein Wort der Erklärung schreiben. Und was sie euch sagen wird, ist dem Buche des großen Meisters entnommen, der uralte und doch ewig jung ist, der göttlichen Finger in meine Seele schrieb: „Höre aus! Du Deine Pflicht, und der Lohn ist Dir auf Erden schon gewiß!“

„Und nun — als lehrer komme ich dran!“ Mit kräftigem Arme, feuchten Augen, umfängt der Major die greise Frau.

Heidemütterchen lächelt — läßt alles über sich ergehen. Es meint: „Alles Ding währt seine Zeit! . . .“ „Aber vorläufig bin ich noch da und ich streue mich Eurer Freude! . . .“ Kinder, es ist doch gut, wenn man weiß: die alte Frau ist Euch noch immer zu etwas nützlich!

„Großmama wird nie alt! Großmama ist ewig!“ . . . in Euch! hauchen die Lippen der Baronin. Thränen der Rührung und der Freude brechen ihr dabei aus den Augen.

Der Spiz des Herrn Sanitätsrath.

Von W. H. Schaefer.

Im ganzen Städtchen war der Spiz des Herrn Sanitätsrath bekannt. Bekannt und beliebt. Der Kutscher des alten Herrn hatte ihn wunderbar beschrieb, und da er, der Spiz, eine gutmüthige Seele war, und außerdem auch „hinderlich“, so hörte er auf das Kommando des letzten Straßentribunes, stellte sich tod, wenn man es verlangte, fing an zu bellen, wenn man ihn fragte, wie spricht der Hund?, und lief auf den Hinterfüßen.

Man entbehrte etwas im Städtchen, seit der alte Herr zu kränkeln anfang, und der Spiz sich so selten blicken ließ. Man sah ihn fast nur noch den Kutscher zur Apotheke begleiten.

Doch auch auf diesen Gängen zeigte er sich merkwürdig gestreut und unruhig. Er hörte wohl noch auf das Kommando, aber er hörte ungern. Er blieb nicht mehr so lange auf den Hinterfüßen, als man es verlangte, und das Sichtlocher wollte ihm schon gar nicht mehr gelingen.

Kam gar der Kutscher aus der Apotheke zurück, so war rein gar nichts mehr mit ihm anzufangen. Er sprang bellend am Kutscher herauf, lief einige Schritte vor und wartete ungeduldig, als ob er den Kutscher ermahnen wollte, sich doch ja zu beilen.

Mit dem Sanitätsrath ging es zu Ende. Er war verstorben, wie er es nannte. Voriges Jahr hatten sie ihm die Frau begraben, einige Monate nach ihrer goldenen Hochzeit. Nun war er freilich so sehr Arzt, um sich in Sentimentalitäten darüber zu verzehren. Aber er sah doch, daß dieser Todesfall eine Lücke in sein Dasein gerissen hatte, die nicht mehr zu ergänzen war.

Schließlich, wozu auch? Seine Kinder und Entel waren gut versorgt — er hatte ein Recht müde zu sein.

Die Praxis hatte er schon seit einigen Jahren aufgegeben. Nun zog er sich noch mehr in sich zurück. Die beiden Pferde wurden verkauft, die beiden jungen Dienstmädchen entlassen. Der Kutscher, der nun schon zehn Jahre im Hause diente, und die alte Köchin gienigen.

Waren doch die Ansprüche des Hauses auch als bescheiden geworden, seit der Herr sich mit zwei Zimmern begnügte. Auch benutzte sie neuerdings die Küche, im Hause selbst und nicht mehr die im Hofe.

Wenn Frau Sanitätsrath das noch hätte sehen müssen! Die Küche am Flur war ihr Allerheiligstes gewesen. Sie wurde zwar niemals gebraucht, doch alle acht Tage mußte sie peinlich blank geputzt und geschuert werden. Die Prachtstücke der alten vererbten Kupfertessel waren hier aufgestellt. Wehe dem Hausmädchen, das auch nur die geringste blinde Stelle sich hätte hier einschleichen lassen! Die Küchenwand glänzte vor Sauberkeit, und in den Platten des Kochherdes, unter denen doch nie ein Feuer brannte, hätte man sich spiegeln können, so sorgfältig waren sie jederzeit geputzt.

Wie gesagt, die Küche wurde jetzt zum Reden benutzt. Früher hatte nur der Andau im Hof diesem profanen Zwecke gedient. Nun wechselte die Senerie. Die crebren Prachtstücke kamen in den Hof, die für den täglichen Gebrauch bestimmte Einrichtung auf den Flur.

Auch in den übrigen Räumen des Hauses schwand allmählich die alte Pracht. Das ganze obere Stockwerk mit den Fremdenzimmern und dem kleinen Festsaal, das Wohnzimmer und der Salon im Unterstod hatten ja keine Lebensaufgabe mehr.

So wurden die Fensterläden geschlossen, über den Möbeln lagen die Schutzdecken wie Leichentücher, und an den Wänden und am Boden mochte sich Ruhig der Staub ansammeln.

Das ganze Haus glück so, wie das Leben in ihm auf einem kleinen Fied zusammenkrumpfte, einem welfen Herbstblatt. Auch da zieben die Säfte sich ja vor der drohenden Winterkälte zurück. Und während das Blatt schon auf seinem ganzen Umkreis zu dem leblosen Braun des Herbstes erstarrt ist,

tann sich im Innern noch eine Zeit lang ein grüner Rest von Leben halten, wie das glühende Ende eines schon ausgeblasenen Lichtes.

Aber dieses glühende Ende glommt auch noch lange, lange fort!

Es war doch eine zähe Natur, der alte Sanitätsrath. Jetzt noch, nachdem ihn nichts mehr am Leben hielt, nachdem die Altersschwäche seinen Rücken gekrümmt und seine Hände zitterig gemacht hatte, war er frisch wie je in seinen Gedanken.

Die Erinnerungen wurden in ihm lebendig, je mehr die Außenwelt für ihn abstarb. Und die belebende Kraft dieser Erinnerungen veranlaßte ihn mehrmals em Tage, sich von seinem Lehnstuhl zu erheben und einen Gang durch den Garten zu wagen.

Das war der Augenblick, der Leben in den Spiz brachte. Er wußte, jetzt endlich konnte er seinen alten Herrn wieder einmal in guter Laune sehen. Tiefe wunderbar gute Laune, der zu Liebe er sich vom Kutscher so geduldig hatte abrichten lassen, und die geschwunden war nach dem Tode seiner Herrin.

Wahrhaftig, Mühe genug hatte der arme Spiz sich gegeben, die gute Laune wieder heraufzubeschwören. Allein vergebens. Die bestgelungene Produktion seiner schwierigen Kuffstücke konnte den Alten kaum zu einem matten Lächeln bringen. Im Garten wurde er freundlicher und belam Sinn auch für den Spiz, den er da bisweilen streichelte, ja, in besonders guten Stunden über seinen Krüchlohd springen ließ.

Ja, der Garten! Der Sanitätsrath ging durch die engen, gemundenen Wege, als ginge er durch sein eigenes Leben, so unmittelbar wurden die Erinnerungen in ihm wach. Als er ihn hätte anlegen lassen — das war nun schon über ein halbes Jahrhundert — lag er am äußersten Ende eines unscheinbaren Marlborks. Jetzt lag er mitten in einer aufblühenden Stadt, die durch ihre Industrie und ihren Handel weit hinaus in's Land einen Namen hatte.

Und in der blühenden Stadt kannte er alle Familien, und alle Familien kannten ihn. Denn selbst, als die beiden jungen Kollegen hergekommen waren, konnte man ihn, die alte Autorität, bei keinem schwierigen Fall entbehren. Und die Leute hatten recht, wenn sie ihn riefen. Zeufel, mochten die Grünschnäbel besser schneiden können und mehr gellesen haben: er hatte doch die Praxis und die Menschenkenntniß!

Ja, der Garten — der Garten . . . Er war angelegt im Geschmack des „ancien regime“. Das war damals so die herrschende Mode. Der Doktor hatte sie mitgemacht, ohne eigentlich ein intermedes Verständnis dafür zu haben. Aber nun hatte er sich langsam in sie hineingelebt, und sie schien ihm der schönste Traum, auf den die Menschen je gekommen waren.

Da stand eine alte Trauerweide. Von einem prächtig grad gewachsenen Stamm breiteten die Aeste sich nach den Seiten aus, und von den Aesten rauschte das Laubwerk nieder, wie von einer ungeheuren grünen Kaskade. In einem weiten Kreise schlang sich um den Baum eine Buchenbede herum, glatt wie eine Mauer beschmitteln.

Das war der Lieblingsplatz des Alten. Die Trauerweide war so eine Art Familienchronik. Wie viele Inschriften hatten seine Kinder und deren Kinder hier eingeschrieben! Und wovon sprachen diese Inschriften nicht Alles!

Da standen in einem Herzen die Buchstaben M und K, sein ältester Sohn und seine älteste Schwägerin. An einer anderen Stelle F und L, seine Tochter und sein Schwiegersohn. Dann dreimal ein R. Das war dieser allerliebste kleine Rader, die Rose seiner Frau mit dem Pastellgesichtchen. O, wie sie so niedlich zwitschern konnte, und so hell locken! Er hätte sie gar zu gerne behalten, aber die Geschichte wurde zu ernst, und er mußte doch für die Solidität seines loderen Entels aufkommen.

Jetzt freilich war die Gefahr und alles andere längst vorüber. Er konnte sich auf dem Metallpuffer des Gartens stuhles seinen Erinnerungen hingeben und den Spiz streicheln, der ja auch die kleine Ketta noch getannt hatte.

Wenn er so einige Zeit im Garten gesessen hatte, pflegte er noch einmal in den Hof hinüberzugehen und die Küche dort, jetzt die Saatküche, zu revidiren. Darauf hielt er, daß dem guten Geschirre auch jetzt noch alle ihm gebührende Pietät zum. Blant gepußt und geschuert mußte Alles sein, ganz wie es die holländische Sauberkeit seiner Frau — eine richtige Frau Ehrbarkeit Türeschen Schnittes — verlangt hatte.

Der Spiz folgte ihm durch den Garten, der Spiz umwobelte ihn an der Trauerweide und der Spiz legte sich in der Hofküche ihm zu Füßen. Seiner händischen Treue entging kein noch so leichtes Ausschimmern im Auge des Alten.

Er liebte seinen Herrn, wie nur ein Hund zu lieben weiß, und als er sah, wie die Bäume, das Küchengerät, die kleine Freitreppe vor der Thür und hundert andere Kleinigkeiten seinem Herrn die gute Laune wiedergaben, da fühlte seine Hundeseife nichts von Eiferlust, sondern er begann diese Kochtessel und Bäume, die Treppe und das Geländerchen zu lieben, wie — ja, wie eben nur ein Hund zu lieben weiß.

Das letzte grüne Restchen im Herbstblatt fing an zu vergilben. Der Sanitätsrath ging nicht mehr aus, dann verließ er auch nicht mehr das Bett, und eines Abends war es endlich geschehen. Man schloß die letzten der

Fensterläden des großen Hauses, und beim gelben Schimmer der Kerzen hielt der Kutscher die Todtenwaage an der Leiche seines Herrn.

Es war lange her, daß die Straßengegend den Spiz nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte. Jetzt, als er sich das erste Mal wieder zeigte, hatte man keinen Sinn für ihn. Der prächtige Leichenzug mit den vielen Zuhilndern und Uniformen und der schönen Trauermusik nahm alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Von keinem Menschen beachtet trotzte der Spiz neben den schwarzen Pferden her.

Am Grabe wurde noch einmal gespielt, ein Parzer und Einer im Gesindel hielten Neben, von einem Baum herunter lang ein Vogel, dann löste der Zug sich auf.

Man erzählt von Hunden, die auf dem Grabe ihres Herrn verhungert sind. Wenn das der einzige Beweis für wahre thierische Treue ist, so war der Spiz nicht treu. Noch ehe die ersten Schollen auf den Satz fielen, und die Wagen vor das Thor am Kirchhof aufzuhören, war er schon von dort verschwunden und wieder nach Hause geeilt.

Im Hause des Herrn Sanitätsrath wurden in den nächsten Tagen alle Läden wieder geöffnet. Die Dedeln von den Möbeln verschwanden, und die Schränke und Truhen thaten sich auf. Das Schicksal des Hauses war bestimmt. Von den Kindern und Enteln wohnte Niemand am Ort, und Niemand hatte Lust hierherzugehen. So einigte man sich, das alte, schon theilweise baufällige Haus auf Abbruch zu verkaufen und den Garten zu parzelliren.

Auf diesen Garten hatte die Gemeinde schon lange gewartet. Er versperrte ihre wichtigsten Verbindungs-Linien, ja, die projektirte Eisenbahn hätte, wäre der Sanitätsrath am Leben geblieben, hier einen Bogen machen müssen. Den alten Herrn zu exportiren hatte selbstverständlich Niemand gewagt.

Das große Gartenthor, das seit dem Verkauf der Pferde nur einmal, beim Begräbniß, aufgewiesen war, stand nun Tag und Nacht „spranzelnd“ offen. Die Möbel waren durch seine Flügel herausgeschafft worden, und nun kamen die Maurer mit ihren Gerüsten und Brecheisen herein.

Beim Verladen der Möbel war der Kutscher noch behilflich gewesen. Nun war kein Amt erledigt. Man hatte ihm die Postierstelle einer Fabrik befohrt; eine Art Sinecure, deren Inhaber nicht viel zu arbeiten braucht, aber zuverlässig sein mußte.

Mit einem Harbarten schaffte er seine wenigen Habseligkeiten fort. Nur der Spiz begleitete ihn. Der älteste Sohn des Sanitätsraths hatte das Thier mitnehmen wollen, aber der Kutscher hat es sich aus. Nie hätte er sich an die neue Stelle, die ihn seiner Einsamkeit entzog, hinausgetraut, hätten sie ihm den Spiz genommen. Mit dem Spiz hoffte er einen Theil der Vergangenheit hinüberzunehmen und sich so den Wechsel zu erleichtern.

Aber schon am ersten Abend zeigte sich etwas Merkwürdiges. Der Spiz wollte nicht ruhig werden im neuen Heim. Als es dunkelte und sein Herr sich ansah, die zu schliefen, fing er an zu heulen und scharrte an der Thüre.

Da er sich auf keine Weise beruhigen ließ, öffnete der Kutscher endlich und ließ ihn frei.

Es wurde finstler, aber der Spiz kam nicht zurück. Da fing der Alte an sich zu sorgen und ging ihn suchen.

Er hatte sich nicht getäußt; der Hand war in den alten Garten gelaufen.

Dem Kutscher wurde recht schwer zu Muth, als er den Spiz da unter der Trauerweide liegen sah. Ganz unermittelt kam ihm die Scene in's Gedächtniß, wie er vor dem Schließen des Gartenthores das Tuch vom Gesicht seines Herrn genommen und ihm noch einmal in die starren Züge gesehen hatte.

Der Spiz wollte nicht mit. Die Nacht war warm und die Ruhe im Freien konnte ihm nichts schaden. So entschloß sich der Alte, allein seine Wohnung aufzusuchen.

Abend für Abend ging das nun so. Auch am Tage machte der Spiz sich immer feltener. Und was das Traurigste war, er wollte nicht mehr munter werden. Wie altersschwach, wie milde war das Thier mit seinen fünf Jahren und gesunden Knochen!

Doch das änderte sich, als das Zerstückungswerk der Maurer am Wohnhause vorschritt. Wie rasend lief der Spiz durch die Gänge des Gartens. Er heulte und winselte, aber Niemand hatte für ihn Verständnis. Ja, man beachtete ihn kaum mehr. Er war langweilig geworden, seitdem er mit seinen Kunststücken nicht mehr heraus wollte.

Das Haus lag nun mit offenem Dach und zertrümmerten Fensterläden da, und der weiße Kalkstaub puderte die alten Bäume.

In das Kandel an der Trauerweide hatten sie einen Marmorblock der kleinen Freitreppe geschafft. Dort sammelte sich nun die rothäugige Unschuld der Stadt. Sie trieben irgenbwo ein Brett aus dem Schutt auf, legten es über den Marmorblock und schaukelten sich.

Wieder einmal lief der Spiz, erschreckt durch ein Knattern und Krachen im Hause, wie toll durch den Garten. Einer der kleinen Rangen rief ihn an, er winkelte, und als sie lockten, fing er an zu turren.

Der Schutt häufte sich auf den verwahrlosten Wegen. Noch einmal besuchte der Kutscher die alten Plätze. Der Spiz wurde lebendig wie in seinen besten Tagen, als er ihn hier sah. Er sprang an ihm hoch und legte seine Hände. Dann lief er von Weg zu Weg,

wo noch etwas von der alten Herrlichkeit geblieben war, und bellte bei jedem Baum von Neuem.

Der Kutscher nahm sich vor, nicht wieder herzukommen, so traurig hatte der Besuch ihn gemacht.

Noch wenige Tage, und kein Beet des Gartens war wieder zu erkennen; der Schutt lag zu hoch.

Dann kamen die Geometer, die Richtung der Straße abzustreben, die den Garten durchqueren sollte. Ferner wurden die Baupläne abgestreckt, was wieder eine Menge Leute herbeilodete.

Dem Spiz wurde unbehaglich bei all den Fremden. Er entschloß sich, auch den Garten nun preiszugeben.

Jetzt blieb ihm nichts mehr, als die Küche im Hof. Zwar, alles Küchengerät, der Tisch und sämtliche Stühle waren fort. Aber die nackten vier Wände genühten ihm, und nie mag mag ein Hund ruhiger auf dem Grabe seines Herrn gelegen haben, als der Spiz in dem verlorenen Küchenwinkel, der seinem Herrn einst so lieb gewesen war.

Wieder war ein Tag vorüber. Ohne Nahrung, doch auch ohne das Bedürfnis zur Nahrung war der Spiz an seinem Platz geblieben.

Blühlich fuhr er auf. Ein Maurer mit einem Brecheisen stieß die Thür auf und trat ein. Er lockte, als er den Spiz entdeckte. Dann sah er sich in dem Raume um und stieß wie zum Zeitvertreib eine Fensterseibe entzwei.

Der Spiz heulte, als habe man ihm in's Hirn gestoßen und sinnlos ließ er über die Schwelle hin und zurück.

Draußen stand ein kleines Mädchen, die Tochter des Maurers. Sie rief den Spiz an. Der blieb wie in einer jähren Eingebung stehen, froh dann zu dem Mädchen hin, und tastete winselnd mit der Pfote an ihrer Schürze.

Die Kleine warf einen Stein. „Apport!“

Wie ein Wirbelwind flog der Spiz hinterher und apportirte den Stein.

Dann winkelte er von Neuem, lief zur Küche zurück und verstaute die Kleine an der Schürze mit sich zu zerren.

In diesem Augenblick fiel eine zweite Scheibe klirrend in den Hof hinein. „Tobthiellen, Spiz!“

Aber der Spiz stellte sich nicht tod. Er sprang wüthend auf das Mädchen ein und wollte es beißen.

Schreiend lief die Kleine zu ihrem Vater. Der hatte im ersten Schreden seine Brechstange fallen lassen. Aber noch rechtzeitig besann er sich, und als der Spiz zum zweiten Male auf sie einprang, ließ er das Eisen mit voller Wucht auf den Schädel des Thieres niedersausen.

Der arme Spiz brauchte sich nun nicht mehr tod zu stellen.

's werd abgeriff.

Zawohl, ihr Leit, damit ihr's wißt, legt naht der ew'ge Friede, Der Jar verlanst's, 's werd abgeriff; Wer wär net mit aufriede?

Für was dann auch der ew'ge Streit Boll Werd und Blü vergäht! Zeit werd a anzig Anigkeit Die Wölter all umschleht.

Zeit därt er wieder ham marschiren Ihr Militärsoldate, In Zukunft iss's Exerciren Zu Fuß und Pferd verbot.

Die, „Kasselle“ wern nor noch gebraucht Um Spagie mit zu schieße; Ein Sämel höchstens nur noch daugt, Um Brate dra zu spieße.

Auch die Kanone schmelzt mer ei, Zu Kessel und zu Kumpde — Zieb Waterland magst rubig sei, Zeit hot e End des Wumbe.

's Kommissbrot auch werd abgeschafft Damit in fünf'e Daag, Net gar am End die Bärjerschaft, Sich dra verstaucht te Mäag.

Kaserne braucht mer auch dann la, Die Lande drei' zu hiete, Do henke künftig Zettel dra, Mit 'Zimmer zu vermiethe.

Die stolze Schaar vun Officiren, Braucht auch noch net zu greine, Die frieze all all beim Pensinoniren „Civilverforjungscheine.“

Des bunte Uniformenhee Werd ganz bedenklich klamer, Mer sieht dann bloß noch Fejterweyr Post, Schuzleit, Eisebahner.

Doch manter, daß mer dann nochher Nicht wen'ger Steier zohle Mei, freit sich nor net alch so sehr, Die wern sich schun was mole.

F r a a S a n e b a m b e l.

Geld und Verstand.

„Zu wenig Güter, zu wenig Geld!“ So höre ich klagen die ganze Welt — Mehr wollen sie Alle, vor Habgucht blind:

Doch Keinen hab' ich bisher erfragt, Der über zu wenig Verstand geklagt — Man staunt, wie da Alle genügsam sind!

— Beschäft. Dame (mit blondgefärbtem Golbhaar): „Aber Herr Doktor, Herr Doktor, so schredlich vergeblich? Sie scheinen mich ja gar nicht mehr zu kennen! Auf dem letzten Ball vor drei Monaten —“ — Doktor (einfallend): „Ach bitte tausendmal um Barbon, gnädigste Fräulein, aber ehrlich gestanden, Sie schweben mir noch so ganz dunkel vor!“